

## Lucian und Voltaire.

Il faut détruire l'erreur, pour  
édifier la vérité. Lanfroy.

„Die armen Litteraten! verachtet und mißhandelt von den Großen dieser Welt, verfolgt vom Neide ihrer Berufsgenossen, gleichen sie den fliegenden Fischen; erheben sie sich ein wenig, so fallen sie den Vögeln zur Beute, tauchen sie ins Meer hinab, so werden sie von den andern Fischen verschlungen“. Wie berechtigt dieser Seufzer Voltaires<sup>1</sup> im Zeitalter der Encyclopädie gewesen sein muß, wie beklagenswert damals vielfach das Loos armer Schriftsteller und Gelehrten in ihrer Abhängigkeit von der Gnade unfähiger Herren war, wie schwer im erbärmlichen Kampfe um das tägliche Leben Ehrgefühl und Geisteskraft litt, das beweist uns die packende Schilderung, die Diderot von einem dieser Geistesproletarier, von „Rameaus Neffen“, entworfen hat, das lehrt uns nicht minder ein Aufsatz d'Alemberts „Über die Litteraten“. Waren doch selbst die geistreichen Fremdlinge an Friedrichs des Großen Tafelrunde mit goldnen Ketten gebunden und den Launen des Herrschers preisgegeben. — Anderthalb Jahrtausend vor d'Alembert war eine ganz ähnliche Schrift „Über das Mißgeschick gebildeter Griechen in den Häusern vornehmer Römer“ erschienen. Ihr Verfasser war Lucian.

Es ist das nicht die einzige Erscheinung, welche die Epoche Ludwigs XV. mit dem römischen Kaiserreiche der Antonine im zweiten nachchristlichen Jahrhundert gemein hat. Beides sind Perioden überfeinerer Kultur und moralischen wie wirtschaftlichen Niederganges. Einer Hauptstadt, für die alle Provinzen arbeiten, in der sich Reichtum, verschwenderischer Glanz und Lasterhaftigkeit zusammendrängen, steht der Ruin der Landwirtschaft und die zunehmende Verarmung der politisch gebundenen, dumpf hinvegetierenden unteren Volksschichten gegenüber. Der Absolutismus, in Rom gemildert durch edle Persönlichkeiten wie Marc Aurel, der in manchem Betracht an den Philosophen von Sanssouci gemahnt, ist dort wie hier nicht im Stande, der zunehmenden Corruption der Beamten, dem Nepotismus, der Beugung des Rechts zu wehren. Wie man das zweite Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein leeres Blatt zwischen zwei Religionen genannt hat, so liegt im achtzehnten das religiöse Leben tief darnieder, und gerade in den höhern Ständen herrschen neben ausschweifendster Sittenlosigkeit und leichtfertiger Zweifelsucht krasser Aberglaube und frömmelnde Heuchelei, die die Andachtsübungen der Jesuiten nicht versäumt, um sich dann heimlich an der „Pucelle d'Orléans“ zu erbauen. Hier wie dort sind die glänzenden Tage der Litteratur vorüber. Dort hat die Pantomime, hier das Ballet den heiligen Ernst der Tragödie verscheucht. In der bildenden Kunst stößt die Neigung zu schwülstigen Allegorien und geschmackloser Schmeichelei ab. Die Darstellungen der Verleumdung, des Reichtums, der Redekunst,<sup>2</sup> wie sie Lucian nach zeitgenössischen Gemälden meisterhaft zu beschreiben weiß, ebenso das amorettesgeschmückte Bild von der Vermählung Alexanders mit Roxane<sup>3</sup> könnten Lebruns Schüler gemalt haben. Beide Zeiten sind reich an hochbegabten, arm an großen Menschen. Es fehlt an tiefen Gedanken und kühnen Erfindungen, es gebriecht an Heroismus und echter Begeisterung. Der Widerwille gegen die raffinierte Überfeinerung, gegen

die innere Fäulnis, die sich hinter der Eleganz der gesellschaftlichen Formen verbirgt, die Selbstverachtung der Zeit treibt das Extrem hervor, dort die affektierte Bedürfnislosigkeit der Cyniker, hier die Verherrlichung des Naturzustandes durch Rousseau.

Solche Zustände sind der rechte Nährboden für die Satire, und wenn schon des Tacitus Stimme bitter klang, so nimmt es nicht Wunder, daß der letzte große römische und der letzte große griechische Schriftsteller Satiriker sind: Juvenal, der schwerblütige Römer, mit seinem „difficile est satiram non scribere“, der grollend den Unrat der Laster Roms aufrührt, und Lucian, der immer frohgelaunte Hellene, der es versteht, „ridendo dicere verum“, ohne den Grazien untreu zu werden. Juvenalisches Gepräge aber zeigt wiederum im 18. Jahrhundert Swifts gehässige, essigsaure Satire, und geradezu überraschend ist die Fülle ähnlicher Züge, die sich bei einer Nebeneinanderstellung Lucians und Voltaires, des großen Spötters der Aufklärungsphilosophie, aufdrängen. Die Ähnlichkeit dieser beiden interessanten Gestalten im einzelnen zu verfolgen, zu untersuchen, wie in ihrem Lebensgang und ihrem Charakter, in der Weltanschauung und in den Objekten ihrer Satire sich übereinstimmendes findet, lohnt vielleicht um so eher der Mühe, als eine Vergleichung, die auch nach dem Verschiedenartigen fragt und die immer den einen zur Folie des andern macht, zugleich das Charakterbild eines jeden zeichnen muß. Hält dann der flüchtige Eindruck der Ähnlichkeit bei eingehender Prüfung wirklich Stich, so würde eine solche induktive Untersuchung einen willkommenen Beleg für den Satz liefern, daß ähnliche Kulturbedingungen gleichartige litterarische Erscheinungen und verwandte Geister von übereinstimmender Entwicklung hervorrufen. Denn eine bewusste Nachahmung Lucians, die die Gleichheit sehr einfach erklären würde, liegt bei Voltaire schon deshalb nicht vor, weil er von beiden bei weitem der genialere ist. Er hat auch sein griechisches Gegenstück nur sehr oberflächlich gekannt; er hätte es sonst fleißiger citirt und benutzt.<sup>4</sup>

Beide haben ein bewegtes Leben geführt und mit hellen Augen in alle Winkel der Wirklichkeit gespäht. Sie sind nichts weniger als Stubenhocker, und doch Freunde stillen Studiums und ungestörten Schaffens. In Samosata am Euphrat um 120 n. Chr. von syrischen Eltern schlichten Standes geboren, wird Lucian zum Bildhauer bestimmt, entläuft aber und bildet sich in Ionien, vielleicht in Smyrna,<sup>5</sup> zum Rhetor aus; diese Lehrjahre wandeln ihn völlig zum Griechen um, und wie gründlich er sich die hellenische Litteratur aneignete, davon zeugt die übergroße Zahl der Citate und Anklänge in seinen Schriften. Die Wanderjahre führen den Unstäten über Athen und Rom nach Gallien; hier bekleidet er eine Zeit lang das Amt eines wohlbestallten Kaiserlichen Professors der Rhetorik; aber das hohle Phrasengepränge der Prunkreden, das Wortgeklingel spitzfindiger Redegefechte widert ihn an; auch die Philosophie, der er sich erkenntnisdürstend in die Arme wirft, enttäuscht ihn; so läßt er sich denn in seinem geliebten Athen nieder und widmet all seine Zeit der Abfassung satirischer Dialoge, in welchen er Platos Form mit dem Geiste der Komödie und des Satirikers Menippus füllt. Auf gelegentlichen Reisen, die ihn auch wieder einmal in seine Vaterstadt führen, trägt er — offenbar ein beliebter Recitator — die Erzeugnisse seiner Muse vor. Schließlich finden wir ihn in hoher Beamtstellung als Archivar oder Kanzleichef in der Provinz Ägypten, mag ihn nun ehrenvolle Berufung oder Geldnot zur Annahme dieses Postens bewogen haben. Hier ist er in hohem Alter um das Jahr 200 gestorben. — Wie für Lucian Athen, so war für Voltaire England die geistige Nährmutter. Sein Leben ist stürmischer, weil der Kampf der Parteien gehässiger, die Zeit unduldsamer, er selbst hitziger und streitlustiger war. Schriften werden ihm verbrannt, er wird geprügelt, verfolgt, in die Bastille gesetzt; aber er findet doch Zeit zu innerer Sammlung in Cirey und genießt als „Patriarch von Ferney“ einen ruhigen Lebensabend, verschönt durch

die Verehrung weiter Kreise. Die Fürsten und die Frauen, die für Voltaire so viel bedeutet haben, fehlen, so weit unsere Kenntnis reicht, fast ganz im Leben Lucians: die Fürsten, weil sein Griechenstolz die Römer überhaupt nahezu ignorierte, und Rom selbst ihn mehr abstieß als anzog, die Frauen, weil sie im Geistesleben und in der Gesellschaft keinen Einfluß übten; die Gestalt einer Marquise du Châtelet ist in jener Zeit einfach undenkbar. — Den Haß der Gläubigen haben sich beide zugezogen. Wenn der Byzantiner Suidas mit Behagen berichtet, Lucian sei — nach berühmten Mustern, wie Euripides — zur Strafe für seine Spöttereien von Hunden zerrissen worden, und ihm das ewige Feuer in der Nachbarschaft Satans in Aussicht stellt, so hat sich andererseits auch kleinliche Rachsucht an die letzten Augenblicke Voltaires geheftet.

In dem Sanguiniker Voltaire mischt sich seltsam Licht und Schatten. Neben lächerlicher Eitelkeit, maßlosem Ehrgeiz, unedler Geldgier, feiger Verleugnung seiner Schriften, teuflischem Cynismus eine leidenschaftliche Wahrheitsliebe, ein furchtloser Rechtssinn — man braucht nur den Namen Calas zu nennen —, eine rasche Empfänglichkeit für alles Schöne, auch für das sittlich Hohe, eine rühmliche Wohlthätigkeit. Lucians Bild ist begreiflicherweise durch die Länge der Zeiten mehr verwischt; aber auch in den Schriften prägen sich weder so große Fehler noch ausgleichende Vorzüge aus; er ist kühler und zurückhaltender; frei von der verzehrenden Eitelkeit Voltaires gewinnt er uns durch seinen Humor und die Selbstironie, mit der er sich als moquanten, verschmitzten Advokaten oder als einfachen Dutzendmenschen hinstellt.<sup>6</sup> In der freimütigen Liebe zur Wahrheit steht er nicht hinter Voltaire zurück, und dieser würde mit Freuden dem schönen Bekenntnis Lucians beigestimmt haben: „Ich hasse alle Aufschneideri, ich hasse alles marktschreierische Wesen, ich hasse alle Lügen und eitlen Dünkel; aber ich liebe die Wahrheit, ich liebe das Schöne, ich liebe das Natürliche und alles wahrhaft Liebenswürdige.“<sup>7</sup>

Von dem Boden einer verwandten Weltanschauung aus greifen sie, vielfach übereinstimmend, ähnlich Ziele mit ihrer Satire an. Beide gelten von jeher als typische Religions-spötter. Aber sie sind besser als ihr Ruf, zumal Voltaire. Es ließe sich leicht eine Reihe schöner, ja erhabener Gedanken über Wesen und Wert der Religion aus seinen Werken sammeln. Nicht ein Gegner des Christentums, geschweige denn der Religion war er; aber weil nach seiner Überzeugung Worte und Wesen des schlichten, edlen Stifters der christlichen Religion nur Frieden und Duldung predigen, ward er aus Wahrheitsliebe ein Gegner der Kirche, deren Antlitz der Einfluß der Jesuiten völlig verwandelt hatte, der Jesuiten, die trotz des furchtbaren Schlages, den ihnen Pascals „Lettres provinciales“ versetzt hatten, unter dem alternden Ludwig XIV. in Kirche und Staat wieder allmächtig geworden waren. Und so gelten seine Angriffe den unbiblischen und widersinnigen Dogmen und Institutionen, die mit Christi Lehre nichts gemein haben, den Anmaßungen des Papsttums z. B., die sich auf einem Wortspiel mit Petrus und *πέτρα* aufbauen; sie gelten dem starr am Buchstaben haftenden, judaisierenden Bibelglauben mit seinen Widersprüchen und gezwungenen Erklärungen,<sup>8</sup> der schmählichen Veräußerlichung des religiösen Lebens, der die Jesuiten durch den Cultus des heiligen Herzens, den Reliquiendienst und das tägliche Communicieren die Wege ebneten, dem kleinlichen Zwiste der Sekten, die sich um Nichtigkeiten mit tödlichem Hasse befehdeten und doch auf der Amsterdamer Börse gar friedlich miteinander verkehrten,<sup>9</sup> und nicht zum mindesten den Lastern, dem Fanatismus, der Heuchelei, dem Nichtsthun, der Ignoranz des Clerus, insonderheit des Mönchtums. Der Gedanke empört ihn, daß „seit dem Concil zu Nicäa bis zum Aufruhr in den Cevennen nicht ein Jahr vergangen ist, wo Christen nicht um des Glaubens willen Blut vergossen haben“, zwecklos nach seiner Überzeugung: denn „die Wahrheit leuchtet mit ihrem eignen Licht, aber brennende Scheiterhaufen erleuchten niemanden“ (l'Ingénu). Gewiß, seine Waffen sind oft unedel. Weil

ihm das tiefe, unter den Qualen des Zweifels leidende Gemüt eines Pascal fehlt, wird er sarkastisch, hämisch, ja cynisch. Mit Lucian trifft ihn der schwere Vorwurf, kein Verständnis für die weihevollen Kraft des Glaubens, für den Kern tiefer Wahrheit, den die ehrwürdigen Mythen umschließen, keinen Sinn für die historische Entwicklung und Berechtigung auch der Ornamente des Volksglaubens gezeigt zu haben. Die eigenartige Poesie des alten Testaments ist ihm ein sinnloser Gallimathias, der mittelalterliche Kirchenglaube ein Wust dumpfer Borniertheit. — Diese „Begeisterung des Hasses“ teilt Lucian nicht. Auch er ist ein Bilderstürmer, aber er will nicht, wie Voltaire, für die philosophische Aufklärung, für das befreiende Wissen gewaltsam Bahn brechen oder eine neue Weltanschauung aufbauen. Bei ihm nimmt der nüchterne Verstand Anstoß am handgreiflich Absurden und Verlognen. Aber bei der Verspottung der ungereimten Fabeln des alten Homerischen Götterglaubens verliert er den Humor nicht; er unterhält einen Kreis feingebildeter Hörer mit seinen „satirischen Purzelbäumen“ (*σκιρτήματα σατυρικά*), in denen er die Liebschaften des Zeus und seine ehelichen Zerwürfnisse, die allzumenschlichen Seiten der olympischen Götter, die sich bei der immer zunehmenden Menge von Gottheiten nachgerade Nektar und Ambrosia streitig machen und überdies von den Parzen abhängig sind, die Phantasien über den Hades, die Inspiration Homers durch die Musen und dergleichen ins Lächerliche zieht, wie es schon vor ihm die Komödie gethan hatte. Er vergißt dabei freilich ganz, zu wie herrlichen Gedanken, Gefühlen und Worten eben dieser enge Glaube Homers einen Pindar, einen Äschylus, einen Sophokles begeistert hatte. Schärfer wird sein Ton, wenn er sieht, wie niedrig und unedel über die Gottheit die Mehrzahl der Menschen denkt, die nach einer bestimmten Opfertaxe mit den Himmlischen um die Befriedigung kindischer Wünsche feilschen oder in dem Götterbild des Tempels, diesem Menschenwerk, in dessen hohlem Innern um ein Balkengerüst zahlreiche Mäuse ihr Wesen treiben, die Gottheit selbst verehren, deren wahre Gestalt doch gewiß weit über den Grenzen menschlicher Nachahmung sei.<sup>11</sup> Dieses Geißeln des kindlichen Anthropomorphismus, dem sie eine reinere Auffassung des Göttlichen entgegenhalten, ist ein Hauptmotiv der Lucianischen und Voltaireschen Satire.<sup>12</sup> „Es wäre vergeblich“, sagt Lucian,<sup>13</sup> „über alle diese Thorheiten, an denen der Volksglaube hängt, sich in ernsten Rügen zu ergehen; man kann hier bloß die Rolle des Heraklit oder die des Demokrit spielen, und entweder über die Narrheit der Leute lachen oder ihren Unverstand beweinen“. „Nein“, eifert Voltaire, dessen feurigem Agitatorsinn diese Beobachterrolle widerstrebt, „bekämpfen, vernichten muß man sie! écrasez l'infâme! Über die Finsternis des Köhlerglaubens hinauf zum Lichte der Aufklärung!“ — Es entging ihm, wie viel tiefer und schöner schon vor ihm einer der edelsten Menschen, Spinoza, den Gedanken Lucians ergänzt hatte: „Man muß die Irrtümer der Menschen nicht belachen oder beweinen, man muß sie zu verstehen suchen“.

Wenn ihre Befehdung des positiven Glaubens hier und da anstößig erscheint, so kann ihr Kampf gegen den Lug und Trug des Aberglaubens nur vollen Beifall finden. Man muß die haarsträubenden Histörchen des Aristides und des Älian lesen, um ein Bild zu bekommen, wie in jener haltlosen Zeit die Wundergläubigkeit ins Grenzenlose schweifte, um so mehr, als es noch an jedem halbwegs wissenschaftlichen Verständnis der Naturerscheinungen gebrach. Da erzählt etwa Älian mit heiligem Ernst, wie ein an der Pfote verwundeter Kampfhahn sich in den Asklepiostempel geschleppt, dort sich unter den Chor der Heilung suchenden Beter gestellt und mit ihnen zum Gotte ge—kräht habe, worauf er plötzlich geheilt aus dem Heiligtum hinausstolzert sei.<sup>14</sup> Zaubersalben, die Menschen in Tiere wandeln, wie z. B. den Helden eines Lucianischen Märchens in einen Esel, Liebestränke, von thessalischen Hexen gebraut, Erscheinungen Verstorbener, wunderthätige Bildsäulen und Grabmäler, augenrollende

oder gar in der Luft herumschwebende Götterbilder, dazu eine weitverbreitete Quacksalberei, die von den sinnlosesten Mitteln Heilung versprach — den in ein Stück frische Löwenhaut genähten Zahn einer Spitzmaus rühmt bei Lucian einer als unfehlbares Mittel gegen Bein-schmerzen —, all dieser Hokuspokus hielt eine Unzahl alter Weiber beiderlei Geschlechts in Athem. Ein köstliches Kränzchen solcher Spittelbasen vom stärkeren Geschlechte führt uns Lucian in seinem „Lügenfreund“ vor. In besondern Schriften stellt er einen calculierenden, eitlen Scheinheiligen, den Peregrinus Proteus, an den Pranger und entlarvt erbarmungslos das unerhört kecke Gaukelspiel des paphlagonischen Orakelschwindlers Alexander. — Es ist bekannt genug, dafs im Jahrhundert Voltaires Tausende, besonders aus den höhern Ständen, sich von jenem verwegenen Betrüger bethören liefsen, der, ein neuer Alexander, als Graf Cagliostro „seine Orakel mit einer so ehernen Stimme sprach, als ob sie aus einer mit Krepp umflorten Trompete ertönt“,<sup>15</sup> nicht minder bekannt, wie reichlich Wunderdoktoren, von der Art der Mesmer und Gafsnier, Zulauf hatten aus den Kreisen derer, die, wie das Sprichwort sagt, nicht alle werden. Und so werden wir nicht überrascht sein, in Voltaires philosophischem Wörterbuch Begriffen wie: apparition, superstition, vampire, verge (Zauberrute) ausführliche Artikel gewidmet zu sehen, wir werden in seinen Schriften manchen Hieb auf die Quacksalberei der Zeit verstehen, so wenn etwa im Roman „Zadig“ einem die Nase eines Toten als Pflaster auf die schmerzende Stelle gelegt wird.

Schlechter noch als der Wahn der Unmündigen besteht vor dem Tribunal dieser gestrengen Richter der selbstgeschaffne der Philosophen. Lucian besonders hat Ursache, rastlos die Klinge zu ziehen gegen die ungezählten dünkelfhaften, heuchlerischen, habgierigen Afterphilosophen seiner Zeit, jene Jesuiten des zweiten Jahrhunderts, die Feinde wahrer Weisheit und Vernunft, die dem Volke die Köpfe verdrehten und den Beutel schröpften. Er wird nicht müde, mit der schärfsten Lauge seines Spottes diese marktschreierischen Rabulisten zu übergießen, die durch auffallendes Äußere schon, durch langen Bart, Schnappsack, Knüttel und oft unsaubern Mantel sich aufdrängend, neue Weisheit und unwidersprechliche Wahrheit gefunden zu haben sich anmafsten und doch innerlich hohl und verkommen waren. In der drastischen Schilderung eines „Gastmahls“, bei dem die Vertreter verschiedener philosophischer Sekten sich im eigentlichsten Sinne in die Haare geraten und in Worten und Werken schlimmer wie Gassenjungen betragen, wird mit vernichtendem Hohn bewiesen, dafs der scholastische Wortkram der Schulsysteme wertlos ist, wenn die Beschäftigung mit der Philosophie nicht dazu verhilft, die Menschen gesitteter und besser zu machen. — Aber nicht nur den unwürdigen Vertretern, die den Namen von Philosophen gar nicht verdienten, auch den verschiedenen Systemen, ihren Schöpfern und verständnisvolleren Jüngern gelten die Angriffe beider Satiriker, allen metaphysischen Systemschmiedereien, allen kosmologischen Constructionen treten sie mit spöttischem Zweifel entgegen; je phantasievoller diese Gedankengänge sind und je höher sie über allem Irdischen schweben, um so rücksichtsloser erschallt ihr höhnisches Gelächter: Platos Ideenwelt ist für Voltaire „eine Charlatanerie des Geistes, in einem seltsamen Kauderwelsch verfaßt, um Müfsiggänger zu amüsieren“. „Ich möchte kein Haus in der Republik des Plato haben, aber sämtliche kugelförmige und sonstige Atome des Descartes stelle ich ihm als Baumaterial gerne zur Verfügung“. Neben der weltentrückten Verstiegtheit des Plato — er wohnt z. B. nicht mit auf den Inseln der Seligen, sondern in einer selbstconstruierten, nach seinen eignen „Gesetzen“ eingerichteten Welt<sup>16</sup> — persifliert Lucian die schulmeisterlich pedantische Begriffszergliederung der Platonischen Dialoge, indem er in seinem „Parasiten“ einen begeisterten Vertreter dieses oft virtuos betriebenen Gewerbes den Begriff der „Schmarotzerkunst“ spitzfindig entwickeln und

beweisen läßt, daß sie die Krone aller Künste, der Parasit allein der wahre Mensch sei, Besonders zuwider ist dem heitern, freiheitsliebenden Geiste Lucians der sauertöpfische Rigorismus der Stoiker und ihr pedantisches Festhalten an selbstgefällig vorgetragenen Dogmen und gekünstelten Schlufketten; behaupteten sie doch hochmütig, nur wer ihren Weg wandle, sei „allein König, allein reich, allein weise“. Wie er im „Hermotimos“ einen autoritätsgläubigen, etwas schwachgeistigen Jünger dieser Sekte gründlich ad absurdum führt, so ist Voltaires ganzer Roman „Candide“, in dem ein reiner, gutgläubiger Mensch auf wechselnden Schauplätzen alle Leiden und Übel dieser Dornenwelt durchkostet, eine Widerlegung des Leibnizschen Optimismus, der in der Figur des Doktor Panglofs ergötzlich karriert wird. In Scherz und Ernst hat Voltaire diesen Glauben an die „Beste der Welten“, wie ihn Shaftesbury, Pope, Leibniz teilten, unablässig bekämpft; gegen die damit verwandte Anschauung Wolffs von der unbedingten Zweckmäßigkeit dieser Welt zielt es, wenn im 6. Gesange des Lehrgedichts „Vom Menschen“ die Mäuse den Schöpfer preisen, daß die Erde so vortreffliche Mäuselöcher habe, und wenn als eigentlicher Zweck der Nase, der ihr Vorhandensein rechtfertigen soll, das Brillentragen bezeichnet wird. — Beide haben übrigens auch ihre Lieblinge: Lucian tritt als warmer Verteidiger des Freidenkers Epikur auf,<sup>17</sup> und Locke, der Verfechter der Toleranz und der Induktion, genießt Voltaires Verehrung. Es ist aber bezeichnend, daß keiner von beiden sich zu einer bestimmten philosophischen Richtung bekennt. Jeder gesteht, nach längerem Studium von der Philosophie enttäuscht worden zu sein,<sup>18</sup> keiner will von metaphysischen Dogmen und Systemen etwas wissen. Gern wird der Gedanke ausgeführt, daß die Philosophen noch weit von der Wahrheit entfernt sein müßten, da sie über die einfachsten Fragen uneinig seien.<sup>19</sup> „Ich glaube nicht, daß es jemals einen Systemphilosophen gegeben hat, der nicht am Ende seines Lebens eingestand, er habe seine Zeit nutzlos vergeudet“, lautet eine etwas kühne Behauptung Voltaires. Gründlichkeit der Kritik auf diesem Gebiete ist indessen Lucians Sache noch weniger als Voltaires. Wenn schon dieser frivol genug ist, gelegentlich Gutes und Verschrobenes ohne gewissenhafte Prüfung zugleich zu verhöhnen, nur um amüsant zu schreiben, und um des bloßen Witzes willen manches zu verdrehen und zu übertreiben, so ist er doch in diese Fragen viel tiefer und ernster eingedrungen und führt z. B. den Kampf gegen Leibniz mit den Waffen der Wissenschaft, wie sie erst das große 17. Jahrhundert, die Descartes und Bacon, Spinoza, Bayle, Kepler, Newton, Harvey u. A. geschaffen hatten. Lucian dagegen, der einseitige, hochmütige Rhetor, reitet sozusagen ohne wissenschaftlichen Schluß auf Balance; seine Kenntnisse sind oberflächlich, sein Horizont enger begrenzt; ohne solide Methode verläßt er sich auf seinen gesunden Menschenverstand und sein feines ästhetisches Gefühl. Kein Wunder, wenn sein Sinn für das Komische sich an Äußerlichkeiten klammert und wenn dann das Urteil mitunter recht schief ausfällt: Sokrates wird vorwiegend wegen seines lächerlichen Äußern, seiner Schwatzhaftigkeit und seiner *ὀμιλία πρὸς τοὺς ἀρχαίους* verspottet; bei dem ehrwürdigen Pythagoras hat stets seine Seelenwanderungslehre und die Abneigung gegen den Genuß von Bohnen herzuhalten; Empedokles, der sich aus Eitelkeit in den Ätna gestürzt hatte, tritt gewöhnlich halbgebraten auf, und was dergleichen Späße mehr sind. — Es ist für diese beiden klaren Köpfe, denen die Vernunft als einziges Instrument zur Erkenntnis der Wahrheit galt, bezeichnend, daß sie — Voltaire wenigstens in seinen spätern Schriften — in der alten Frage: „servum an liberum arbitrium?“ durch eine Reihe zwingender Schlüsse zum Determinismus gedrängt wurden: „Wenn die Parzen“, so argumentiert der Strafsenrüber Sostratos vor dem Richterstuhl des Minos im Hades, „mein Leben und Handeln vorausbestimmt und gelenkt haben, dann bin ich nur das Schwert in ihrer Hand gewesen, und sie, nicht mich trifft die Verantwortung für meine Thaten“. <sup>20</sup> Man sollte

meinen, dieser Skepticismus — denn auf dem kommen doch zuletzt beide an — müßte sie zu hoffnungslosen Pessimisten gemacht haben, und in der That begegnen uns, zumal bei Voltaire, der unerschrocken immer wieder mit den ewigen Rätselfragen: Was will das Übel in der Welt? Wie läßt sich die empörend ungleiche Verteilung von Glück und Unglück rechtfertigen? und dergl. sein Hirn zermartert, Aussprüche genug, die eine verzweifelt düstre Stimmung verraten: „Der Mensch ist ein schlechter Witz des Schöpfers“. „Zu allen Zeiten, in allen Ländern, auf allen Gebieten wuchert das Böse, und das Gute ist selten“. „Die Welt ist der Schauplatz des moralischen und physischen Übels“. „Wir bleiben alle über die Grundprincipien der Welt genau so unwissend, wie wir es in der Wiege waren“. „Wir sind die Sklaven von allem, was uns umgiebt“. „Ich rate euch, an allem zu zweifeln, aufser etwa daran, dafs die Winkel eines Dreiecks zwei Rechte betragen und dafs  $2 \times 2 = 4$  ist, oder wendet euch mit eurer Wifsbegier an — die Sorbonne!“<sup>21</sup> Lucian läßt den Epikuräer Damis die göttliche Weltordnung herb kritisieren: Es gehe auf dem grofsen Weltschiffe skandalös zu; die faulsten und unfähigsten Burschen seien Befehlshaber, und Leute, die geborne Schiffskapitäne wären, müßten sich zum Wasserausschöpfen brauchen lassen. Schurken, die die Peitsche verdienten, hätten Ehrenplätze neben dem Steuermann inne, während eine Menge wackrer Leute sich im Zwischendeck zusammendrücke und ausgemacht schlechte Kerls über ihren Köpfen wandeln lassen müsse. „Erinnere dich nur, was Sokrates, Aristides, Phocion für eine Lebensfahrt gehabt haben, wie es ihnen oft am trocknen Brode gefehlt hat, und wie ihnen kaum Platz genug vergönnt war; ihre Beine auf harten Brettern unten im Schiffsraume auszustrecken; in welchem Überflusse dagegen ein Kallias, Midas, Sardanapal schwelgte, und mit wie empörendem Übermute sie allen denen begegneten, die unter ihnen waren.“<sup>22</sup> Wie dem grämlichen Charon bei Lucian, so erscheint dem Memnon des Voltaire die Erde als ein grofses Narrenhaus, „un grand Bedlam“. — Aber sie waren doch zu sehr Vertreter des gesunden Menschenverstandes, sie hatten beide ein zu glückliches, heiteres Temperament, eine zu ausgesprochene Neigung, alles von der lächerlichen Seite zu nehmen, als dafs sie sich in so grämlichen, lähmenden Betrachtungen verloren hätten. Trotz aller gelegentlichen Sarkasmen und trotz des rühmlichen Feuereifers, mit dem er für selbstdenkende, als Atheisten verschrieene Köpfe wie Bruno, Vanini, des Périers manche Lanze brach, hält Voltaire an den Postulaten der Deisten „Gott und Unsterblichkeit“ fest;<sup>23</sup> vor allem aber die Moral, die Philosophie des praktischen Lebens, ist der feste Boden, der ihnen Halt giebt. In dem Roman „Zadig“ fragt der Titelheld den einen von zwei Magiern: „Worin willst du deinen Zögling unterrichten?“ „Ich werde ihm“, erwidert der Gelehrte, „die acht Teile der Rhetorik lehren, die Dialektik, die Astrologie, die Dämonomanie, ferner, was man Substanz und Evidenz, abstract und concret, die Monaden und die prästabilierte Harmonie nennt“ (gegen Leibniz). — „Ich“, sagt der andre, „werde mich bemühen, ihn zu einem braven und liebenswerten Manne zu machen“. Die Tugend besteht in Werken, nicht in Wortstreiten, das ist der einfache Text, über den diese echten Popularphilosophen predigen; ein reines Herz, ein bedürfnisloser, zufriedner Sinn ist echtes Glück, nicht die Güter dieser Welt, an denen die Narren hängen, auch nicht die Last unfruchtbarer Gelehrsamkeit. Diese gesunde Weltanschauung lehren gerade die trefflichsten Schriften Lucians, sie verkörpert sich in seinen gelungensten Gestalten. Der brave, zufriedne Schuster Micylus, dieses Urbild Johannis, des muntren Seifensieders, die cynischen Philosophen Menippus und Diogenes, deren heitre Bedürfnislosigkeit (*ἀννάγκεια*) und männlicher Freimut (*παρρησία καὶ ἐλευθερία*) den Herren und den Vorurteilen dieser Welt gegenüber sie zu Lieblingen Lucians machte, so sehr ihr absichtlich vernachlässigtes Äußere und taktloses Betragen auch seinen feinen Schönheits- und Formensinn beleidigte, die edle, milde

Humanität echter Weltweisen, wie Nigrinus und Demonax, deren ideale Gestalten er uns mit herzerwärmender Bewunderung zeichnet, sind Zeugen dafür, daß er nicht allen Glauben an das Gute im Menschen verloren hatte, ebenso wie die packende dramatische Kraft, mit der er in Schriften wie „Timon“ und „Charon“, im „Haushahn“, in den „Wünschen“ und besonders in den „Totengesprächen“ all das Scheinglück dieser Welt seines Glanzes entkleidet, uns erkennen läßt, daß dieser scheinbar so leichtfertige Feuilletonist sehr ernste und sehr hohe Gedanken von wahren Menschenglück gehabt hat. Immerhin ist sein moralisches Ideal engumgrenzt. Selten klingt bei ihm etwas wie Nächstenliebe an, und wie dem ganzen Altertum, fehlt ihm einer der erhebensten Gedanken, den wir kennen, und dem auch Voltaire die gebührende Stelle in seinen zahlreichen Moralschriften angewiesen hat, die Überzeugung vom Segen der Arbeit. Hier einige Stellen aus Voltaire: „Wie viel wertvoller ist eine gute That als ein gelehrter Dogmenstreit!“ „Das Paradies den Wohlthätigen!“ „Der Erfinder des Weberschiffchens hat sich um die Menschheit weit verdienter gemacht, als der Entdecker der angeborenen Ideen.“ „Das schönste Geschenk, was Gott dem Menschen gemacht hat, ist die Notwendigkeit zu arbeiten“. <sup>24</sup> Und am Schlusse des „Candide“ sagt Martin: „Arbeiten wir, ohne zu philosophieren! Das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen“.

Es ist fast selbstverständlich, daß so weiterfahrene Männer, die Lust und Leid des Lebens durchgekostet hatten, Männer von so feinem Gerechtigkeitsgefühl und so vorurteilsfreiem Denken an den verrotteten socialen Zuständen ihrer Zeit Anstoß nehmen mußten. In Zeiten des Absolutismus sind sie Demokraten, Voltaire freilich nur theoretisch; denn Rousseaus Weltverbesserungspläne sind ihm eine Thorheit, und persönlich mag er mit der „Canaille“ nichts zu thun haben. „Das Volk wird immer dumm und barbarisch sein; es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen.“ Auch Lucian ist der Meinung, daß „das gemeine Volk, der Kehricht (*ὁ σέφραξ*), immer borniert bleiben wird“. <sup>25</sup> Aber aus seinem Haß gegen die sündhafte Verschwendung der Reichen und den brutalen Hochmut der Mächtigen macht er kein Hehl, und mit einer gewissen Zärtlichkeit sucht er die Lieblingsfiguren seiner Dialoge unter den armen Schluckern. Wie durch seine „Saturnalischen Briefe“ die Sehnsucht nach einer vernünftigeren Verteilung der Güter, nach dem „goldenen Zeitalter“ geht, so verlangt Voltaire, unzweifelhaft unter dem Einflusse von Rousseaus „état de nature“ und unter dem Eindrucke seiner Erinnerungen aus dem freien England, daß man die schmachvolle Knechtschaft der französischen Bauern abschaffe, daß man den Bischöfen keine Paläste baue, so lange noch arme Landcurés in jammervollen Pfarrhütten darben, daß nur die Reichen, daß in erster Linie die geistlichen Güter Steuern zahlen sollen. <sup>26</sup> Ja in dem Testamente des Pfarrers Meslier, das er veröffentlichte wie Lessing des Reimarus Nachlaß, predigt er offen Rebellion gegen Staat und Kirche. Er läutet mit diesen kühnen Forderungen, die im wesentlichen auf die Freiheit des Individuums, die „droits de l'homme“, hinauslaufen, die Revolution nicht minder ein, wie mit dem verletzend scharfen Ton, den seine Lustspiele und Romane, unter diesen besonders „l'Ingénu“, seine beste Leistung, in der Brandmarkung der verkommenen Sitten und des zerrütteten Familienlebens der höhern Stände ebenso sehr als in der Schilderung des erschütternden Elends der vergewaltigten Volksschichten anschlugen. — Verfolgt man die satirischen Schilderungen des wirklichen Lebens mehr ins einzelne, so tritt begreiflicherweise der Unterschied der Zeiten und auch der der beiden Schriftsteller schärfer hervor. Voltaire ist viel sachlicher; er vertieft sich mit Ernst in die schwierigen Probleme einer höchst verwickelten Kultur, an die im Zeitalter Marc Aurels kein Mensch dachte. In dem Kaleidoskop Lucians schwirren Modephilosophen, Rhetoren, Parasiten, Hetären, Erbschleicher, elende Scribenten, alles zum Teil schon Inventar-



stücke der Komödie, durcheinander. Voltaire führt aufser gegen den Clerus und das Cölibat, gegen Intoleranz und Knebelung der Redefreiheit, Krieg gegen die verrottete Rechtspflege, in der ihn die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit der Prozesse, das Festhalten an veralteten Rechtsbüchern, deren mittelalterlich barbarische Strafbestimmungen, z. B. die Tortur bei Fahnenflucht, „Verbrechen gegen Gott“ und dergl., jeder Vernunft Hohn sprachen, ferner die Eingriffe der Kirche in eherechtliche Fragen empörten, er wendet sich gegen die Finanzmifswirtschaft und die Räubereien der Zollpächter, gegen den Ämterkauf und den Einfluß der Frauen bei Stellenbesetzungen, gegen den Partikularismus der Provinzen Frankreichs, die sich mit Binnenzöllen das Leben schwer und teuer machten, und wo jedes Nest eignes Recht, eignes Mafs und Gewicht beibehielt, obgleich man in ganz Frankreich einerlei Schuhe und Hosen trug, schliesslich gegen die Erziehung der Mädchen in Klöstern und gegen die Unwissenheit der jungen Adligen, die nur Tanzen und Vaudevillesingen lernten.<sup>27</sup>

Gemeinsam haben beide noch einen Zug, der ihnen, zumal dem Lucian, Ehre macht, den Abscheu vor zwecklosem Blutvergiefsen und Tierquälerei. „Man sollte die rohen Gladiatorenspiele in Athen nicht einführen, ehe man den Altar des Mitleids entfernt hat“. „Die Altäre der Diana im Taurierland, wo sie ihr jungfräuliches Herz an Menschenopfern labte, würde ich mit Vergnügen umgestürzt haben“. Das Geißeln der spartanischen Knaben, das Opfern von unschuldigen, hilflosen Tieren, deren klägliches Geschrei Mitleid erweckt, das rohe Quälen der Lastesel, das sinnlose Kriegführen um eines wertlosen Grenzackers willen, das alles erregt seinen Unwillen.<sup>28</sup> Voltaire ist ein entschiedener Gegner des Krieges und ein Verehrer des „Traité de la paix universelle“ vom Abbé de St. Pierre. Grausamkeit gegen Tiere ist ihm ein gemeines Verbrechen. Er scheint sogar zum Vegetarianertum zu neigen: „Da gab es köstliche Gerichte, in deren keinem ein verwandelter Leichnam verborgen lag“, heifst es in der „Prinzessin von Babylon“, und in derselben Erzählung entsetzen sich die Orientalen über „die Rohheit der Völker des Westens, die ihre eigenen Haustiere essen“. Ein andermal rühmt ein Capaun einer Poularde den Pythagoras, weil er das Töten von Tieren verboten habe.<sup>29</sup> Gewifs, dieser unbedeutende Zug von Humanität läfst uns beide in freundlicherem Lichte erscheinen, man mag über die Berechtigung solcher Anschauungen denken, wie man will.

Sehen wir von der satirischen Schriftstellerei ab, so verbindet Lucian und Voltaire noch ein gleiches Interesse für die Geschichte, ein Interesse, das bei Lucian sich wohl noch von der Rhetorenschule herschreibt, in der nach wie vor die beliebten historischen Themen aus den Perserkriegen ausgeschlachtet wurden, und das ihn daher die rhetorische Seite der Geschichtsdarstellung vor der sachlichen betonen liefs. Er hat über Zweck, Wesen und Form der Geschichtsschreibung als witziger Kopf nachgedacht und, darin im Altertum einzig in seiner Art, unter dem Titel: „Wie man Geschichte schreiben soll“ eine Theorie derselben verfafst, in der die Kritik zeitgenössischer Verirrungen auf diesem Gebiete, seinem wesentlich negativen Charakter entsprechend, einen grofsen Raum einnimmt. Er hat diese Theorie nie in Praxis umgesetzt, entweder weil er seine zu mangelhafte Quellenkenntnis selbst am besten fühlte, oder weil sein Ehrgeiz und sein ungeduldiger, fabulierfroher Sinn nicht nach Lorbern auf diesem Felde stand. Alles aber, was er von dem Historiker fordert — dafs er vor allem auf wahrheitsgetreue und unparteiliche, nicht auf bestechende und unterhaltende Darstellung bedacht sein solle, trotzdem aber den gegebenen Stoff als Künstler formen müsse, wie der Bildner das Erz, dafs sein Werk einem ungetrübbten Spiegel gleichen möge, der alle Gestalten unverzerrt so wiedergebe, wie sie wirklich seien und dergleichen, — das alles ist gewifs Voltaire aus dem Herzen gesprochen, wenn dieser auch solchen strengen Normen nicht immer gerecht geworden ist. Denn in des

Hofhistoriographen Voltaire zahlreichen Geschichtswerken, unter denen wegen der Betonung der Kulturgeschichte der „Versuch über die Sitten und den Geist der Völker“ und „Das Zeitalter Ludwigs XIV.“ am höchsten stehen, nehmen wir heute Anstofs bald an der bezahlten Schönmalerei — so in der „Geschichte Peters des Großen“ —, bald an der vorurteilvollen Tendenz — jenen „Versuch“ hat man eine große Injurie gegen das Christentum genannt —, bald an dem Bonmotstil, der oft bei wenig gründlichen Quellenstudien mehr Histörchen als Historie bietet, wie im „Leben Karls XII.“, das ja sonst wegen der gefälligen Darstellung von seinen Schriften in Deutschland heute noch am ersten Curs hat.

Im übrigen beherrscht Voltaire ein unvergleichlich viel weiteres Gebiet als Lucian, von dem eigentlich nur noch die reinrhetorischen Schriften, zum Teil wohl Jugendarbeiten, und die durch seine Schriften verstreuten feinen Schilderungen und Beurteilungen von Werken der bildenden Kunst anzuführen sind, die man mit Diderots „Salons“ vergleichen könnte. Ist er doch eine vorwiegend ästhetische Natur und steht unter dem Druck der einseitigen rhetorischen Modebildung seiner Zeit. Voltaire lebt mitten in einer Periode lebhaftesten Kampfes und Gedankenaustausches über metaphysische, religiöse, naturwissenschaftliche Fragen. Seine Eitelkeit treibt ihn, über die Grenzen seiner Begabung hinaus überall sein Wort mit in die Wagschale zu werfen. „Ich liebe alle neun Musen; man muß bei möglichst viel Damen sein Glück zu machen suchen“. Er übersetzt Newton und vertieft sich mit der Marquise du Châtelet in mathematische und physikalische Probleme, aber er singt auch in pomphaften, freilich recht frostigen Prunkoden der Reihe herum sämtliche aufgeklärte Potentaten Europas an; er schreibt — der Euripides der Franzosen —, angestachelt vom Ruhme Corneilles und Racines, 15 Lustspiele und 28 Trauerspiele, von denen noch Goethe zwei der Übersetzung würdigte, die aber heute, als zu deklamatorisch und zu tendenziös, kein Mensch mehr liest; er will dem französischen Volke in der „Henriade“ eine Äneis geben und trägt in Lehrgedichten Popescher Manier „Über den Menschen“ und „Über das natürliche Sittengesetz“ seine Moral vor; er fängt mit siebzig Jahren an, ein philosophisches Wörterbuch als Ergänzung zur Encyclopädie zu schreiben und vollendet an 600 zum Teil sehr umfangreiche Artikel; er verfaßt eine Menge Romane, poetische Erzählungen, Satiren, Epigramme, eine Unzahl von Streitschriften und findet daneben Zeit, eine geistreiche Correspondenz von einem Umfange zu führen, wie vielleicht nie vor oder nach ihm ein Schriftsteller. In der That eine geradezu staunenswerte Fruchtbarkeit und Arbeitskraft! „Mit so viel Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt“, scherzte er selbst. Und fast alle diese Schriften, zumal die wertvollsten, die belletristischen und die satirischen, scheinen ebenso wie die etwa 80 Schriften Lucians der augenblicklichen Eingebung entsprungen zu sein; aus einem Gusse, leicht und elegant, bewundernswert klar und wohl disponiert, mit bezaubernder Grazie und Natürlichkeit in Worte gekleidet, machen sie den Eindruck von Gelegenheitsschriften. Beide beherrschen als Meister ihre Sprache: Lucian ist der griechische Prosaiker, der den größten Wortreichtum aufweist; er übertrifft sogar Plato. Voltaires Sprache ist noch heute die der gebildeten Franzosen.

Kein Wunder, wenn zwei so verwandte Naturen auch in der Form der Einkleidung für ihre Satiren, ja in den Einzelheiten des Stils manche Übereinstimmung zeigen, trotzdem die Verbreitung litterarischer Erzeugnisse im zweiten Jahrhundert so ganz andere Wege nahm als im 18., das das Feuilleton schuf und der Flugschrift einen so hervorragenden Platz einräumte. Lucians Werke waren zunächst verfaßt, um gehört, nicht um gelesen zu werden; aber diese zweite Blütezeit der Sophistik war verwöhnt, und wenn er sein in der Regel wohl recht gewähltes Publikum fesseln wollte, griff er am besten zum dramatisch belebten Dialog,

den mit feiner Modulation der Stimme vorzutragen für einen Berufsdredner eine ebenso schwierige wie dankbare Aufgabe war. Diese Darstellungsform sagt gerade dem griechischen Charakter mit seiner Freude am lebhaften, geistreichen Disputieren zu. Wieviel schlagfertiger Witz, wieviel überraschende Antithesen lassen sich in ihn verweben! Das Kampfgespräch muß bei diesen geborenen Sophisten geradezu eine Volksbelustigung gewesen sein: es war ihnen ein Genuß, die Erde mit dem Meere, den Tod mit dem Leben, den Bäcker mit dem Koche sich streiten zu lassen. Dieser auf die verschiedensten Geistesgebiete übertragene Prozeduraldialog ist darum die Lieblingsform Lucians. — Wie nahe steht der bewegliche gallische Esprit den Griechen! Und „das Genie des Esprit“, wie Carlyle Voltaire nennt, hatte im Jesuitenkolleg nicht nur, wie er behauptet, „Latein und dummes Zeug“ gelernt, er hatte auch Geschmack an den Fechtkünsten jesuitischer Dialektik gefunden. „Le pour et le contre“ ist der bezeichnende Titel einer seiner Jugendschriften. In seinen Schriften sieht sein unruhiger Geist immer den Leser sich gegenüber: er redet ihn an, er läßt sich von ihm Einwürfe machen, und so wird unvermerkt die Erörterung zum Gespräch. Wenn heute einer zu seiner geistigen Erquickung anhaltend im Conversationslexikon lesen wollte, so würde man geneigt sein, ihn in psychiatrische Behandlung zu geben. In Voltaires philosophischem Wörterbuch kann man heute noch wie vor hundert Jahren mit Genuß lesen. So fesselnd und lichtvoll werden hier die schwierigsten ästhetischen, religiösen, psychologischen Themen ohne schwerfällige Fachausdrücke, ohne jedes gelehrte Beiwerk behandelt und durch eingestreute Anekdoten, Wortspiele, Zwischenfragen belebt. Ein großer Teil der Artikel ist direkt in Dialogform geschrieben, und auch sonst liebt er es, Streitfragen dialogisch zu erörtern. Er wendet dabei freilich ganz wie Lucian gern den Kniff an, den Vertreter der von ihm bekämpften Ansicht geistig unbedeutender, unbeholfener zu machen als den, der sein eigenes Mundstück ist: so steht im „Gastmahl des Grafen von Boulainvilliers“ der Abbé Couet hinter dem Kritiker Fréret an logischer Schärfe und Kühnheit ebenso weit zurück, wie der gläubige Schüler der stoischen Philosophie Hermodimos hinter dem radikalen Zweifler Lykinos.

Es steckt etwas vom orientalischen Märchen-erzähler in dem Syrer Lucian: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Welch tolle Phantasie in der Luftreise des Ikaromenippus, in der Leidensgeschichte des zum Esel verwandelten Lukios, in der Hadesfahrt des Menippus und besonders in den „Wahren Geschichten“, dem Urbild aller Lügenreisen, denen Bürger so manchen Münchhausenschwank entlehnt hat, und deren „Inseln der Seligen“ mit ihren Honigquellen, Weingläsern an den Bäumen, die sich von selbst füllen u. a. aufs Haar dem freilich derberen Schlaraffenland des Hans Sachs und — dem „Eldorado“ in Voltaires Roman „Candide“ gleichen. Denn auch Voltaire liebt die Voyages imaginaires; sie führen uns meist nach Persien oder Indien oder im Fluge durch eine ganze Reihe von Ländern.<sup>30</sup> Ihn trieb freilich noch mehr als die Freude, in dieser fremden Zauberwelt die Schwingen seiner Phantasie entfalten zu können, die Notwendigkeit, seine Satiren gegen die Pariser Gesellschaft in ein scheinbar harmloses Gewand zu kleiden und so sich der Gefahr zu entziehen; denn das Märtyrertum lockte ihn nicht, trotz aller Wahrheitsliebe. Deshalb versteckt er sich öfter noch als Lucian hinter Pseudonyme.

Das „Scythenmotiv“ könnte man einen anderen Rahmen nennen, in den sie ihre Satire spannen. Der Scythe Anacharsis, ein naiver Naturmensch, kommt nach Athen, und in seinen erstaunten Fragen, seiner gesunden Kritik erkennt eine hochcivilisierte Zeit wie in einem Spiegel erst das Gekünstelte ihrer verwickelten Kulturzustände. „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“ klingt in einer anderen Schrift Lucians aus den Erzählungen des Scythen Toxaris

heraus, mit denen er seinem griechischen Widerpart beweisen will, daß sein Volk die höheren Begriffe von aufopfernder Freundschaft habe. Er liebt das Urwüchsige, Einfältige im alten Sinne, er stellt mit Behagen echte Naturburschen dar: Micyllus, den biedern Schuster, Ganymed, den harmlosen Hirtenbuben, Paris, der die ehrenvolle und bedenkliche Aufgabe der Jury in einer Schönheitsausstellung ersten Ranges so unbefangen löst; ja über einen sonderbaren Kraftmenschen, einen gewissen Sostratos, soll er ein besonderes Buch geschrieben haben.<sup>31</sup> In unduldsamen Zeiten wufste man dieses dankbare Motiv noch viel reichlicher auszubeuten. Die „Lettres persanes“ Montesquiens eröffnen eine ganze Reihe solcher Schriften, in denen ein schlichter Fremdling Rousseauscher Konstruktion der verderbten Gegenwart ihr Bild im Spiegel zeigt. Ein Drama Voltaires mit dieser Tendenz heißt geradezu: „Die Scythen“. Der Hurone in seinem Roman „L'Ingénu“, der Scythe Babouc in „Le monde comme il va“, der Dialog zwischen einem Wilden und einem Abiturienten (Le sauvage et le bachelier), ja der riesenhafte Bewohner des Sirius im „Micromégas“, ein geistiger Sprößling Gullivers, gehören zu derselben Gruppe.

Die stilistische Kunst der Lucianischen Satire verlangt ein Capitel für sich. Aber auf einige Züge, die sie mit Voltaires Prosa gemein hat, soll hingewiesen werden. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux: das haben sich beide gesagt sein lassen. Ein geradezu glänzendes Talent bewähren sie in den kleinen Erzählungen und Szenen aus dem täglichen Leben, die sie mit den drolligsten Einfällen und Witzen — echten jeux d'esprit — würzen, und in die sie ihre ironische Kritik und ihre Aufklärungsideen, zu Scheidemünze umgeprägt, hineinzuweben verstehen, Lucian zurückhaltender und maßvoller als Voltaire. Jener ist mehr Künstler, Voltaire mehr Agitator; wo Lucian leicht ironisiert, wird Voltaire malitiös oder ausfällig. Sie verhalten sich zu einander etwa wie Crotus Rubianus zu Hutten im ersten und zweiten Teil der „Epistulae obscurorum virorum“. Dagegen neigt Lucian dazu, die belebenden sprachlichen Kunstmittel überreich zu verwenden, mit Citaten, Parodien, Sprichwörtern und Bildern die Erzählung zu überladen. Aber von der damals üblichen preciosen Jagd nach abgelegenen Atticismen, wie er sie im „Lexiphanes“ verspottet, hält ihn sein guter Geschmack so fern, wie Voltaire die phrasenhafte Grandezza der Litteratur des 17. Jahrhunderts überwunden hat. Freilich, die Schönheiten und Reize ihrer graziösen Sprache sind so leicht empfunden, als sie schwer zu zergliedern, zu rubricieren und in Worten auszudrücken sind.

Beide verwenden die Parodie mit Glück: Lucian äfft Homer und das tragische Pathos nach, Voltaire den schwülstig orientalischen Stil — „Kopfpolster vom Thron der Gerechtigkeit“ redet der weise Zadig den Richter an — wie den biblischen Ton, so, frivol genug, den apostolischen Gruß im Eingang paulinischer Briefe: „Nous, par la grâce de Dieu mouphti du St. Empire Ottoman . . . ., à tous les fidèles . . . . sottise (!) et bénédiction“.<sup>32</sup> — Der Anachronismus steht oft absichtlich, um Lachen zu erwecken: wenn Hermes und Hephästos den Prometheus an den Kaukasus schmieden, so berufen sie sich dabei auf Homer und Hesiod, sprechen von der Speisung im Prytaneion zu Athen und halten die Formeln des attischen Gerichtsstils ein.<sup>33</sup> In der „Prinzessin von Babylon“, einer Erzählung, die vorm trojanischen Kriege spielt, bestellt sich die Heldin Formosante bei einem bekannten Pariser Verleger Romane von Voltaires Zeitgenossen. — Andererseits wird den Dichtern ihre Vernachlässigung der Chronologie im Scherz nachgerechnet. In dem ebenerwähnten orientalischen Märchen kommt die Stelle vor: „Gegen diesen Krieg war der trojanische ein wahres Kinderspiel; man muß freilich auch bedenken, daß es sich bei dem Streit um Iliou nur um ein altes, obendrein sehr liederliches Frauenzimmer, die sich schon zweimal hatte entführen lassen, dagegen hier um zwei Jungfrauen und einen Vogel handelte“. Dieser Einfall scheint fast dem „Haushahn“ des Lucian entnommen zu sein; dieser,

in dem übrigens nichts Geringeres steckt als die schon durch zahllose Tier- und Menschenleiber gepilgerte Seele des Pythagoras, berichtet auf Grund eigener Anschauung dem braven Micyllus (C. 17): „Helena war überhaupt gar nicht so schön, wie man gewöhnlich glaubt. Sie sah schon recht abgetakelt aus und konnte auch thatsächlich nicht viel jünger als Hekuba sein, da sie ja Theseus, der Zeitgenosse des Herakles, schon einmal entführt hatte“. — Die bildliche Redeweise tritt stark hervor. Es fehlt nicht an ernstesten, wirklich poetischen Vergleichen: Lucian nennt sich selbst die Biene, die von den Blumen der philosophischen Gefilde Honig gesammelt hat. Das Studium der Philosophie ist aussichtslos wie die Liebe zu einem Marmorbilde. Wie der Arzt die Krankheiten, nicht die Kranken bekämpft, so wendet sich seine Satire gegen die Fehler der Zeit, nicht gegen die einzelnen Fehlenden. Die Sophisten verhalten sich zur echten Philosophie wie der Ephru zum Stamme. Der Lehrer ist ein Gärtner, die Kinder sind seine Baumschule; das Leben ein Maskenzug; die Städte Ameisenhaufen; die Menschen Wespen, die übereinander herfallen, oder Schaumblasen, die so schnell spurlos verschwinden. Viele schöne Gleichnisse sind dem Seeleben entlehnt. — Voltaire nennt die herrlichen Verse, die oft in trivialer Umgebung bei Racine stehen, Diamanten, in Messing gefaßt. Unsere Seele wird als etwas Vollkommeneres auferstehen, wie die Raupe als Schmetterling, der Kern als Baum. Die Leidenschaften sind die Winde, die des Lebensschiffes Segel blähen: zuweilen versenken sie es, aber es könnte ohne sie nicht segeln. — Man wird zugeben, daß beide eine dichterische Ader haben. — Aber bezeichnender für diese Realisten und Meister der Ironie sind doch die drastischen und possierlichen Bilder: Eine Lüge wirkt in einem Geschichtswerk, wie ein Fremdkörper in der Luftröhre, sagt Lucian. Die Reichen kleben am Gold, wie Vögel an der Leimrute. Wer sich mit den brotlosen Künsten der Philosophie plagt, dem gehts schließlichsch wie den Fischern, die mit großer Anstrengung einen alten Topf heraufwinden. — Im „Micromegas“ Voltaires verhält sich der Bewohner des Sirius seiner Größe nach zu dem des Saturn wie ein Königlich Preussischer Gardehauptmann zu einem Wachtelhündchen. Die metaphysischen Systeme sind für die Philosophen, was die Romane für die Frauen, oder sie sind ein Spiel mit Bällen, in denen Luft ist. Die letzte Ölung ist das Schmieren des Wagens zur Reise ins Jenseits. Wenn Newton nach seinen unsterblichen Werken noch einen Commentar zur Apokalypse schreibt, so ist das, wie wenn ein Adler sich in den Äther schwänge, um sich dann auf einem Misthaufen niederzulassen. So abstoßend die beiden letzten Beispiele sind, so bezeichnend sind sie für Voltaires Stil. — Der Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen, vom Poetischen ins Prosaische ist es ja, was all den burlesken Götterdarstellungen Lucians den komischen Reiz giebt. Menschlich, allzumenschlich ist ihr Denken und Handeln. Ähnlich liebt es Voltaire, in seinen Märchen durch ein Wort, durch eine trockene Wendung in Heines Manier uns plötzlich aus allen Himmeln zu schleudern. Der Vogel Phönix trägt die Formosante mit ihrer Zofe durch die Luft — wie poetisch! aber er trägt sie „auf einem Sopha, das Seitentaschen für Lebensmittel hatte“ — wie ernüchternd!

Auch eine Anzahl reinrhetorischer Kunstmittel finden wir bei beiden. Die Allegorie kommt bei Voltaire nicht nur in der „Henriade“ als Discorde, Fanatisme, sondern auch in den gereimten Erzählungen als Amitié u. a. vor; bei Lucian begegnen uns die Philosophie, die Verleumdung, die Redekunst mit entsprechendem Gefolge. Ferner geben die Antithese, das Oxymoron, der überraschende Syllogismus, der Wortwitz, auch in seiner frostigsten Erscheinung, in den sprechenden Namen, ihren Schriften das eigenartige Gepräge.

Auch was sie meiden, charakterisiert sie: Vom Dialekt macht zu parodistischen Zwecken Lucian selten, Voltaire, soweit ich es übersehe, nie Gebrauch. Die gröberen komischen Mittel,

wie sie Aristophanes, andererseits Rabelais und die Pasquillanten der Reformationszeit lieben, verschmäht ihr Feingefühl durchaus, also die Neubildung grotesker Wortungeheuer, Sprachmengerei, bandartige Aufreihung zahlloser Synonyma, vor allem alles Unflätige und Klobige. Dagegen geht Lucian dem Cynismus nicht aus dem Wege, und Voltaire sucht ihn geradezu. Sie verstehen es beide, das Bedenklichste immer noch leidlich gefällig zu sagen oder anzudeuten. Die Grenzen des guten Geschmacks überschreiten sie noch am ersten, wenn sie bestimmte Gegner persönlich angreifen. Hier ist aber der eitle, rachsüchtige Voltaire viel maßloser und hämischer im Kampf gegen einen Fréron oder den viel tiefer angelegten Rousseau, als Lucian gegen den Büchernarren, gegen Proteus und Alexander.

Beide sind nicht skrupulös in der Benutzung von Vorgängern. Sie holen ihr Feuer oft an fremden Kaminen. Wie Lucian der Komödie und dem Menippus, so entlehnt Voltaire manche Pfeile seiner Satire den englischen Freidenkern und Bayle. — Ganz verschieden ist freilich der Einfluss, den beide geübt haben. Nicht durch Lucians leicht hinflatternde Spöttereien brach der morsche Polytheismus zusammen, sondern unter der unwiderstehlichen Macht des von ihm gar nicht verstandenen Christentums. Seine flüssige, bezaubernde, reine Sprache ist im Wüste des Byzantinismus untergegangen. Das 18. und 19. Jahrhundert dagegen ist in Anschauungen und gesellschaftlichen Zuständen ohne Voltaires Wirkung nicht denkbar, und er ist der eigentliche Schöpfer der modernen französischen Sprache.

In einem Totengespräch läßt Voltaire Erasmus von Rotterdam, Lucian und Rabelais sich unterhalten und gesellt zu den Plaudernden schließlich noch Swift.<sup>34</sup> Also vier der größten Satiriker von einem noch größeren gezeichnet! Leider fehlt in dieser erlesenen Gesellschaft ein Deutscher. Wohl gäbe es einen, der an scharfsinniger Kritik, mutigem Kämpfergeist gegen jedes Vorurteil für Vernunft und Wahrheit, hinreißender Kraft und Frische des Stils ihnen ebenbürtig zur Seite stehen könnte, — Lessing. Aber er ist uns zu gut für diesen Kreis von ausgeprägten Verstandesmenschen, die mehr gewandt als groß, mehr der Bewunderung als der Verehrung wert erscheinen. Besafs er doch, was Lucian und Voltaire fehlte, lautere, tiefere Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und, was mehr ist, ein edles, warmes Herz, ohne das doch schließlich auch ein vielseitiges Genie wie Voltaire, ein reiches Talent wie Lucian nichts ist als — ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

